

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 23 (1939)
Heft: 9-10

Artikel: Landesausstellung und Sprache : (Fortsetzung)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht
(Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Casner, Zürich 8.

Unsere

Jahresversammlung

findet **Sonntag, den 19. Wintermonat 1939, im Zunfthaus zur „Waag“
in Zürich** statt.

Tagesordnung:

punkt 10 Uhr: Geschäftsitzung
(mit den in Nr. 7/8 angekündigten Geschäften)

Punkt 10 Uhr 35:

öffentlicher Vortrag von Herrn Professor Dr. Otto von Breyerz:

Menschenbildung durch Sprachbildung

1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (zu 3 Fr.)

Werte Mitglieder! Zu unserm großen Bedauern haben wir unsere auf den 24. Herbstmonat angelegte Versammlung nicht im Rahmen der Landesausstellung abhalten können, sondern sie mit Rücksicht auf die Weltlage verschieben müssen, besonders weil anzunehmen war, daß der Besuch unseres öffentlichen Vortrages unter der Ungunst der Zeit zu leiden hätte. Die Lage ist heute noch unsicher; doch glauben wir, die Veranstaltung wagen und auf einen zahlreichen Besuch von allen Seiten hoffen zu dürfen zu Ehren vor allem unseres Redners, aber auch unserer Sache, die heute keinen leichten Stand hat. Wir laden Sie also herzlich ein auf den 19. November. (Damit Sie's weniger vergessen, schieben wir den Versand dieses Blattes etwas hinaus.)

Der Ausschuß.

Landesausstellung und Sprache.

(Fortsetzung)

Wir haben das letztemal die sprachliche Haltung der Landesausstellung im allgemeinen betrachtet. Wir haben die Haltung der Leitung gut befunden, indem sie die Viersprachigkeit unseres Landes in ihren eigenen Aufschriften in vernünftigem Maße zur Geltung gebracht hat. Als Merkwürdigkeit wäre noch nachzutragen, daß im Gegensatz zu den durchwegs einsprachigen Aufschriften: Ein-, Aus- und Rundgang, Rauchverbot usw. das Aufsteigen auf den Zwischentreppe zur Höhenstraße ebenso durchwegs viersprachig verboten ist. Manchmal ist es fesselnd, wie verschieden doch eine und dieselbe Sache bezeichnet wird. Die Halle, die deutsch „Lebendiger Bund“ überschrieben ist, heißt daneben: „L'Alliance à toujours. Restiamo uniti [Bleiben wir einig!]. Da cour units [Von Herzen eins]“. Der bescheiden sachliche deutsche Satz „Jeder zehnte Schweizer wirkt im Ausland“ heißt daneben „400 000 Suisses font rayonner notre croix sur l'univers. 400 000 Svizzeri onorano il nome

della patria all'estero [machen dem Namen ihres Vaterlandes Ehre im Ausland]. 400 000 Svizzers in tuot il mundo fan onur a lur patria.“ Oder: „Wehrwille. Défense du sol. Ci difendiamo [Wir verteidigen uns]. Nossa defaissa [Unsere Verteidigung]“. Bezeichnend ist auch, daß jene Einrichtung, die sachlich bescheiden und doch gemühtlich „Schifflibach“ heißt, französisch den Namen „Rivière enchantée“ [also etwa „Zauberbach“] führt. Bezeichnend aber auch, daß die nüchterne Aufschrift „Hier kann man kaufen“ (im „Heimatwerk“) französisch freundlicher lautet: „faites plaisir et achetez“. Die „Besiedelung von Ödländereien“ heißt weiltäufig: „Colonisation et exploitation de terrains auparavant non cultivables“. Den Ausstellern hat die Leitung Freiheit gelassen und ihnen Gelegenheit gegeben, ihren sprachlichen Geschmack zu bewähren oder — sich lächerlich zu machen durch Fremdtümelei oder dann Überschweizeret, durch die vor allem das Eidgenössische Statistische Amt sich ausgezeichnet hat. Wir betrachten heute noch einzelne Stellen der Höhenstraße auf ihre sprachliche Gestaltung hin. Den Besucher der Halle „Heimat und Volk“ empfängt

Paul Bodmers Bild, das ein Stück Heimat und Volk darstellt und gerade durch seine bescheidene Einfachheit erregt. Bescheiden und einfach, nicht heroisch oder sonst „romantisch“ ist die Landschaft: nicht Gletscher und See, nicht Alpenrosen noch Edelweiß, nicht Chillon oder Gandria, sondern eine bescheidene Ostschweizer Landschaft, nach den bescheidenen Häusern zu schließen, in der vor dem Zaune eines Baumgartens — offenbar an einem Sonntagabend — einfache Leute aus dem Volk ihre Heimat besingen, vielleicht schweizerdeutsch mit „Lueget vo Bärge und Tal“, vielleicht in der hochdeutschen „Fremdsprache“ in „Goldne Abendsonne“ oder „O mein Heimatland“; dieses deutsche Dichterswort, das in goldenen Lettern an der Wand steht, leitet über von der deutschschweizerischen Landschaft zu den drei andern Landessprachen, in denen daselbe Gefühl seinen Ausdruck gefunden. Der Empfang ist sinnig und gerecht.

Gleich links hinter dem Bilde findet der Besucher eine bemerkenswerte mehrteilige Tafel, an der aber die meisten achtlos und rasch vorüber gehen; es ist das Verzeichnis der 55 überstaatlichen Vereinigungen, die in der Schweiz ihren Sitz haben, vom Roten Kreuz von 1863 bis zur Internationalen sportärztlichen Vereinigung von 1928. Die meisten haben ihren Sitz in Genf und führen schon deshalb ihren Namen französisch, aber es gibt dort doch auch ein „Internationales sozialwissenschaftliches Institut“ und in Lausanne ein „Internationales Bureau zur Bekämpfung des Alkoholismus“, anderseits in Bern eine „Intern. Buchbinder-Union“ neben einer „Union internationale des wagons“, in Basel eine „Intern. Lehrfilmkammer“ neben einer „Société intern. de musicologie“ usw. Das Französische ist bei der Überstaatlichkeit dieser Vereinigungen auch in deutschsprachigen Städten „nicht unangebracht“. Eine und dieselbe Stadt beherbergt unter dem Namen „Fribourg“ das „Secrétariat international des associations catholiques d'étudiants“ und als „Freiburg“ den „Internationalen Ziegenzuchtverband“. — Was sich die Leute wohl denken vor dem Bilde „Gegend von Zürich im Miocän“? Da hätte man mit einer ungefähren Zeitangabe etwas nachhelfen dürfen.

Daß dann im anschließenden Raume jede der für die Gattungsbilder ausgewählten Gemeinden in ihrer eigenen Sprache beschrieben ist, leuchtet zunächst wohl ein, und doch kann man sich fragen: wie viele Besucher verstehen die Erklärungen zum romanischen Zuoz? Doch eigentlich nur jene, die es — am wenigsten nötig haben. Zwei- oder Dreisprachigkeit wäre hier schon am Platze gewesen. Sprachpolitisch erfreulich harmlos, freilich auch merkwürdig planlos sind die erklärenden Aufschriften zu den Lichtbildern, die vor dem Beschauer heraufziehen. Die meisten führen und bedürfen auch keine Erklärung; wo aber solche stehen, sieht man nicht recht ein, nach welchen Grundsätzen die Sprache gewählt ist. Unter dem Bilde der geplagten Rebleute des Genferseedorfes St. Saphorin steht auf deutsch (und nur so!): „Die kostbare Erde geht nicht jeden Frühling von selber wieder bergauf“; die wenigen übrigen Aufschriften sind dann französisch. Das Suradorf Saignelégier kommt mehrmals zweisprachig („Enfin l'aqueduc. Endlich die Wasserleitung“), einmal nur französisch („Le grand toit, collecteur d'eau“), einmal nur deutsch („Ohne Regenwasser kein Leben hier“). Ähnlich Stammheim: einmal zweisprachig („Une vigne millénaire. Ein 1000-jähriger Weinberg“), daneben mehrmals nur französisch („Vente des bois communaux. L'université populaire au village“). Bei Gais wird zuerst französisch erklärt („Une Appenzeloise 100 %“ — sehr geschmackvoll!), dann deutsch („Eine wahrhaftige Appenzellerin“). Zum romanischen Zuoz finden wir zwei deutsche Aufschriften (darunter: „Zeugen der alten

Baukunst“) und zwei französische („Chasse au canard sauvage“), eine romanisch-französische, zwei deutsch-romanische, eine französisch-deutsche und zwei rein romanische (Grundsatz?); zum italienischen Vicosoprano eine deutsch-französische („Die Rüfi frisst Millionen. Le torrent mange tout“) und eine italienische („Tombe di cavalieri“) und zu Carona wieder eine deutsch-französische („Der lustige Estrich. Le galetas ouvert“), eine rein französische („Berceau d'artistes“), eine deutsche („Die Heimat großer Stukateure“) und zwei italienische („Il fuoco di Sabato Santo. Il signor sindaco“). Schwyz ist merkwürdigerweise einmal deutsch-französisch, daneben dreimal nur französisch erklärt („Le Tir au Rutli. La corporation de l'Alpe“).

In dem schönen Saal „Werden des Bundes“ hat Otto Baumberger die Schweizergeschichte in einer gewaltigen Schwarzweißzeichnung dargestellt. Für den Wortlaut der erklärenden Inschriften, die in etwas schwülstigem Tone gehalten sind, wird er nicht verantwortlich sein. Da heißt es von Kaiser Maximilian, er habe seinem Volke „den prunkenden Mantel des Römischen Rechtes übergeworfen“ und ihn auch dem Schweizer zugemutet; dem aber „genügte sein angestammtes Recht“. Von wem war ihm das angestammte? Man wagte natürlich nicht zu sagen: „sein angestammtes germanisches (oder gar: deutsches) Recht“. Bei der Schlacht bei Dornach heißt es „Alemannen und Romanen warfen seine (des Kaisers) Haufen aus den Tälern“. Die Romanen kann man im Hinblick auf die Schlacht an der Calven gelten lassen; bei Dornach waren keine dabei, wohl aber ist anzunehmen, daß im Heer des Schwäbischen Bundes viele Alemannen auf der andern Seite gekämpft haben.

Auch im Saal „Ehrung“ sind die Erklärungen zu den 160 Bildern bedeutender Schweizer (die sich in ziemlich genau richtigem Verhältnis auf die vier Sprachgebiete verteilen) nach Inhalt und Form nicht immer geschickt. Der heilige Gallus hat nicht „das Christentum der Alemannen von heidnischen Einflüssen gereinigt“, sondern es ihnen erst gebracht. Goethe hat der Barbara Schultheß nicht ein Manuskript seines „Wilhelm Meister“ geschenkt, sondern nur geliehen; sie hat es dann abgeschrieben und zurückgesandt. Hat es einen Sinn, auf dem knappen Raum mitzuteilen, der Dargestellte sei (wie Johann Bernoulli) der Bruder oder (wie Diebold Schilling und Carlo Maderno) der Neffe oder (wie Sibylle Merian) vielleicht eine Verwandte eines bedeutenden Mannes gewesen, der dann aber offenbar doch nicht so bedeutend war, daß er auf die Ehrung durch sein eigenes Bild Anspruch machen durfte? Von den meisten wird beiläufig gesagt, daß sie Zürcher, Berner, Basler oder sonst woher waren; bei Spitteler wird als besondere Leistung erwähnt: „Liestaler Bürger“. Von Notker Balbulus heißt es, er sei ein berühmter Mönch St. Gallens, „der ersten deutschen Universität“ gewesen. Der Ausdruck „Universität“ ist hier mißverständlich, auch wenn er in Anführungszeichen steht. Immerhin wagte man das Wort „deutsch“! (Übrigens hat zur „universitas“ St. Gallens Notker Labeo, auch zubenannt „der Deutsche“ („Teutonicus“), wohl ebenso viel beigetragen wie sein älterer Namensvetter; mehr als die Hälfte der althochdeutschen Sprachdenkmäler stammt (abgesehen von bloßen Wort- und Namensverzeichnissen) von seiner fleißigen Hand. Auch Ekkehard, den Dichter des Walthariliedes, vermischen wir). Hodler war „neben Cézanne der bedeutendste (so! mit dem verdächtig häufigen Druck- oder vielmehr Denkfehler) Maler von durchaus monumentaler Wirkung“ („durchaus“? Wer hat das bestritten?), Burckhardt ein „immer aktueller Basler Kultur- und Kunsthistoriker“ (was heißt hier: „immer aktuell“?), Federer ein „gemühtiefer und sprachlich faßvoller Erzähler“ („sprach-

lich „saftvoll“ ist sprachlich zu „saftvoll“ ausgedrückt). Rudolf von Tavel heißt nicht einfach etwa „meisterhafter Berner Mundartdichter“, sondern „markiger Berner Schriftsteller, dessen Erzählungen meisterhaft in Mundart geformt sind“ (Dieser Satz ist nicht meisterhaft geformt). Ganz unvolkstümlich wird der Volksmann Gotthelf vorgestellt; er „wurde mit seinen gewaltigen Bauernromanen der ‚Homer‘ des Bauerntums“. Ulrich Brägger nennt sich den Armen Mann im (nicht: aus dem) Toggenburg. Gewiß hatte General Suter ein tragisches Schicksal, aber das kann man doch nicht so ausdrücken: „Tragische Gestalt durch Goldfunde auf seinen Ländereien“?

In der Halle „Gelöbnis“ endlich stehen wir vor vier Männergestalten, über denen ein Schutzgeist schwebt; vaterländische Lieder (wieder in der hochdeutschen „Fremdsprache“) heben noch die Stimmung. Die vier Männer sollen wohl nochmals die Viersprachigkeit der Schweiz darstellen. Der Gedanke ist gut und schön; schade nur, daß man die Bedeutung aus der bloßen Vierzahl erraten muß und die vier nicht einzeln erkennen kann, wie das auf dem farbigen Werbeblatt möglich war. In Weiß war das nicht wohl zu machen.

Da und dort hätte also die sprachliche Gestaltung etwas ergiebiger sein können, im allgemeinen aber ist auch sie gut und gerecht, und auch der Freund der Sprache verläßt die Höhenstraße in freudigem Stolz. — Das nächste Mal noch ein paar Einzelheiten aus der übrigen Ausstellung.

Zum Film: Wehrhafte Schweiz.

Gewiß, er ist sehr schön, dieser Film. Einigen Bildern sieht man's ja ein wenig an, daß sie „gestellt“ worden sind, aber als Ganzes und in den meisten Einzelheiten ist er sehr erfreulich. Doch was geht das den Sprachverein an? — Nun, es ist ein Tonfilm; es wird darin gesprochen, und die Sprache zu beobachten, ist unsere Aufgabe. Wie ist die Sprache des Films? Wie ist insbesondere das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache? — Es ist durchaus lebenswahr, auch wo das Leben selbst — die Sprache fälscht. Selbstverständlich spricht das Soldaten- und Bürgervolk Mundart, und manchmal erlebt man die Freude, eine recht urchige Mundart zu hören; so von der Appenzellerin und von den St. Galler Oberländern. Reizend ist auch, wie der liebe Karli seine Bubenfragen immer wieder beginnt mit „Du, Vatter“ — ganz unmöglich, sich vorzustellen, dieser urchige Schweizerbub könnte hier sagen: „Du, Papa“, und doch sagt er so zu seinem eigenen (nicht dem Film-) Vater, wie wir zufällig ganz zuverlässig wissen. Das Urchigschweizerische lebt also nur noch im Bilde weiter; um urchig zu wirken, muß man also die Wirklichkeit ein bißchen fälschen. Unmöglich aber auch, daß das wackere Oberländermädchen Barbla auf dem Maiensäß ihren „Papa“ zur Grenzschutzalarmübung rufen könnte, so wenig wie er selbst zum Abschied „Adiö Mama“ sagt; „Bhiet di Gott, Muetter“, sagt er. „Papa“ heißt hier einzig der Vater des in die Ostschweiz verschlagenen jungen Welschen René Perret. Ein teils sehr urchiges, teils aber doch schon etwas schriftsprachlich verwaschenes Schweizerdeutsch spricht der Karli, wenn er beim Anhören eines Rundsprachvortrages seinen Vater fragt: „Vo was för Wirtschafte schnörret de do immer“? Daß so gebildete Leute wie der Fabrikdirektor ein lautlich etwas farbloses und stilistisch etwas feineres Schweizerdeutsch reden, liegt in der Natur der Sache; eigentliche Fehler macht er kaum. Wenn dann aber sein junger Angestellter Moser eine wertvolle Erkenntnis so ausdrückt: „Ich chan em Vatterland au im bürgerliche Lebe wertvoll diene“, so ist das schlechtes Schriftdeutsch ins Schweizerdeutsche über-

setzt, wo es nicht besser geworden ist. Oder wenn ein Soldat seinem Kameraden erklärt, das ewige, langweilige Üben der Gewehrgriffe sei nötig, damit man sie ganz mechanisch ausführen könne im Schlachtgetümmel, „i dem Hegeressel, wenn d'Nerve zum Ryße gspannt sind“, so spürt man, daß der Ausdruck wie einige andere aus dem Buch stammt, in dem wir ihn unmittelbar vorher haben lesen sehen. Und wenn der Turnlehrer bei der Erwähnung eines Schülers erklärt: „Ich ha mi nach sine Verhältnisse erkundigt“, so klingt das etwas büromäßig für „Ich ha sine Lüüten e chli nachgefröget“. Doch das sind vereinzelte kleine Entgleisungen, die nur wieder einmal zeigen sollen, wie schwer es dem Gebildeten fällt, seine Mundart ganz rein zu erhalten. Daß der Rundsprachredner seine vaterländische Ansprache in so schönem Hochdeutsch halten darf, verdient geradezu unsere dankbare Anerkennung; denn daneben sind die meisten öffentlichen Reden mundartlich. Zwar schließt auch der Glarner Hauptmann den Film in hochdeutscher Rede; nur mutet es etwas bürokratisch an, wenn er erklärt, sie wollen jetzt das Vaterlandslied singen, „vorgängig“ aber wolle er ihnen noch das Leitwort aus Schillers Tell zurufen: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott . . .“. Aber da spricht ein Herr in einer Volksversammlung über hauswirtschaftliche Kriegsvorbereitung: ein gewisser Zustand sei „wefentlich besser; trotzdem ischt es notwendig, daß no witeri Vorkehre troffe werded; denn einige Kilo im Huushalt bedüütet einige Millione Tonne i der Schwyz“, und das könne sich „au en schmale Geldbeutel leiste“. Im ganzen ist sein Schweizerdeutsch nicht gerade schlecht, aber man spürt doch die schriftliche hochdeutsche Fassung heraus. Da es sich dabei um Dinge des Haushalts handelt, kann man gegen den Gebrauch der Mundart grundsätzlich nicht viel einwenden, aber nötig ist es auch nicht, verstanden hätten seine Zuhörer eine schriftdeutsche Rede ebenso gut, und wenn das Schweizerdeutsch ihnen auch etwas gemüthlicher im Ohre klingt, so ist denn doch Gemüthlichkeit in so ungemüthlichen Zeiten und Dingen nicht das erste Erfordernis. Ganz fürchterlich aber, wenn auch leider nur zu „lebenswahr“, klingt der öffentliche Vortrag des Hauptmanns Keller über Landesverteidigung. Das beginnt so: „Mir Schwyzer sind e freis Volk, i nde m jeder einzelne us eignem Wille sis Möglichschte . . . tuet. In diesem Wolle üsseter sich di gesinnungsmäßige Abereinstimmung vo Land und Volk“. Nach seinem „leitende Vortrag“ zeigt er „nunmehr“ in einem Film die neuen Waffen, „die insbesondere d'Infanterie übercho het“. Da sind feindliche Flieger eingeflogen, „um eimal mehr“ (wirklich: „eimal mehr“; unnatürlicher ließ sich das nicht mehr ausdrücken) „üsere Stadt mit Bombe z'belege“. „Artillerie verschiedener Kaliber“ und „solche Minewerfer“ bereiten (mit verschiedenen „indem“) den Sturm vor; je stärker, „deschto liechter gestaltet sich der Infanterie's Anechoo“. Der Gegner sucht den Angriff „durch Nsaz vo Tanks zum Schyttere z'bringe“. Die Infanterie liegt „nsazbereit“ in Deckung. Und „nun erfolgt“ (Gottlob, es „erfolgt“ etwas! Was „erfolgt“?) de Sturm“. In wirklichem Schweizerdeutsch würde es etwa heißen: „Setz chunnt's zum Sturm“. Oder hat vielleicht ein alter Schweizer nach der Schlacht bei Sempach erzählt: „Do isch de Sturm erfolgt“? Dieses Büro- und Zeitungswort war wohl damals zum Glück noch nicht erfunden; es ist auch heute noch nicht schweizerdeutsch. Zum Schluß heißt es dann, es komme „entscheidend druff a“, ob Mannschaft und „Füehrung“ (es wimmelt von „-ungen“, die sich der Stadtberner gestatten darf, aber der Ostschweizer nie) vorbereitet seien. — Wem ist mit solchem Scheinschweizerdeutsch gedient? Dem echten Schweizerdeutsch sicher nicht; denn, wie wir immer wieder sagen: dieses nicht